

Reduktion ohne Wenn und Aber – Interview mit Niko Paech

Im April 2012 traf die *initiativ*-Redakteurin Franka Henn auf den Ökonomen Niko Paech, um im Zusammenhang mit der *initiativ*-Ausgabe Nr. 134 „Wovon leben wir?“ über sein Buch „Befreiung vom Überfluss - Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie“ zu sprechen. Niko Paech, der ebenfalls als Außerplanmäßiger Professor am Lehrstuhl für Produktion und Umwelt der Universität Oldenburg arbeitet, vertritt darin die Vision einer Wirtschaftsweise, die nicht nur auf Wachstum verzichtet, sondern sogar schrumpfen muss, um auf nachhaltige Weise produzieren zu können. Er erörtert, wie sich eine schmalere, umweltgerechte Produktion mit gesellschaftlichem Wohlstand und Zufriedenheit in Einklang bringen ließe. Die Frage der Motivationen für einen solch radikalen Umschwung stand außerdem im Mittelpunkt des Gesprächs, wobei Niko Paech vor allem betont, wie unausweichlich Einschnitte auf der einen Seite sind und welche Möglichkeiten dies andererseits mit sich bringt. Franka Henn studiert in Leipzig Politikwissenschaften und ist seit September 2012 verantwortlich für die Leitung und Gestaltung von *initiativ*.

Franka Henn: Herr Paech, Sie sind Volkswirt und haben in diesem Jahr ein Buch veröffentlicht, das „Befreiung vom Überfluss“ heißt. Sie gehen dabei viel auf Maßlosigkeit als zentrales Problem ein. Ist Maßlosigkeit für Sie die größte Hürde auf dem Weg zu einer nachhaltigeren Wirtschaftsweise?

Niko Paech: Maßlosigkeit ist ja nichts anderes als eine Spielart von Wachstum. Wenn viele

Menschen in einem begrenztem System immer höhere Ansprüche artikulieren, dann muss die Angebotsseite diese Ansprüche erfüllen und das heißt, sie muss wachsen. Das heißt, wir haben neben allen strukturellen, system-immanenten Wachstumstreibern auch auf der Nachfrageseite kulturelle Wachstumstreiber, die gespeist werden aus dem Bestreben, die Selbstverwirklichung und Selbstinszenierung, die individuelle und materielle Freiheit immer weiter zu steigern. Kultursoziologen sprechen vom „Steigerungsprinzip“: nichts darf so bleiben, wie es ist, alles muss immer noch verbessert werden ... höher, schneller, weiter. Man kann sagen, dass die Art, wie wir leben, in hohem Maße auf kulturelle Wachstumstreiber zurückgeht. Mit anderen Worten: Selbst wenn es uns gelänge, Unternehmen und ein Geldsystem vom Wachstumszwang zu befreien, dann verbliebe immer noch die Frage nach unserem Wertesystem. Solange Menschen von unersättlichen Selbstverwirklichungsansprüchen getrieben sind, wird sich keine Postwachstumsökonomie entwickeln lassen.

FH: Das heißt, Sie halten auch nichts von grünem „Karma-Konsum“?

NP: Karma-Konsum hat nichts zu tun mit nachhaltiger Entwicklung; nachhaltiger Konsum ist der Versuch, nur die Inhalte auszutauschen gegen eine vermeintlich oder hoffentlich bessere Variante. Aber jeder Übergang von einem bisherigen Konsummodell zu

einem grünen Konsummodell ändert erstens nichts an der Logik des Wachstums und an der Logik unserer Vorstellung von „gutem Leben“. Und zweitens ist es so, dass dieser Übergang so viele systematische Fehler hat, die zu einer Verschlimmbesserung der ökologischen Situation führen, dass ich die Idee der LOHAS (Lifestyle of Health and Sustainability) für keine Lösung halte.

FH: Gerade wenn man auf die Energiewirtschaft blickt, besteht durchaus die Hoffnung mit technologischen Neuerungen, mit regenerativen Energien, einen Weg zu finden, der doch noch neues Wachstum ermöglicht. Wie schätzen Sie das ein?

NP: Das, was wir in Deutschland gerade unter dem Stichwort „Energiewende“ erleben, ist eine schlimme ökologische Verfehlung, die auch noch durch einen neuen moralischen Rückenwind angetrieben, buchstäblich befeuert, wird. Durch den Eindruck der Katastrophe in Fukushima wird eine Rechtfertigung gewonnen, um einen regelrechten Amoklauf gegen die letzten Reste integerer Landschaft in Deutschland zu führen. Ein zweiter Amoklauf ist der in die Kohle. - Die im Bau befindlichen deutschen Kohlekraftwerke haben insgesamt, und ich rechne jetzt nur Netto diejenigen zusammen, die nicht verhindert werden konnten durch Bürgerproteste oder die in einem irreversiblen Planungsstadium sind, eine Kapazität, die nicht weit von den stillzulegenden 17 deutschen

Atomkraftwerken ist. - Das ist die Energiewende, über die niemand redet, weder Greenpeace, noch die Grünen, noch das Bundesumweltamt. Die regenerativen Energien kommen momentan einfach oben drauf. Das Erneuerbare Energien Gesetz (EEG) ist eine Subventionierung derjenigen, die sich eine goldene Nase verdienen, und derjenigen, die am Wohlstand kleben. Wenn wir es ernst meinten mit der Energiewende, müssten wir erstmal radikal sparen, um auf ein Niveau der Energieverbräuche zu gelangen, das sich mit regenerativen Energien auf ökologisch verträgliche Weise befriedigen lässt. Regenerative Energien lösen niemals ein ökologisches Problem, sie verlagern es. Die Flächenverbräuche und die festen Materialien, die benötigt werden, etwa für den Bau von Windkraftanlagen oder auch zur Produktion von Photovoltaikanlagen, sollten nicht vernachlässigt werden. Und dann gibt es noch die Rebound-Effekte, weil die Investitionsflut, die derzeit in neue Anlagen für regenerative Energien fließt, Einkommen erzeugt, das die Kaufkraft erhöht. Und was passiert mit dem zusätzlichen Geld, das in den „grünen“ Branchen verdient wird? Es wird Auto gefahren, geflogen, es werden Häuser gebaut, Klammotten gekauft ect.. Das meine ich nicht böse, es bedeutet aber, dass dieses „grüne Wachstum“ auf der Verwendungsseite kein besseres Wachstum ist als das, was wir hätten, wenn wir konventionelle Dinge produzierten. Und auf der Entstehungs- also Produktionsseite ist grünes Wachstum nur relativ besser als herkömmliches. Denn der Stahl für eine Windkraftanlage oder die seltenen Erden, die verbraucht werden, geschweige denn der Flächenverbrauch, die Stromtrassen... all das ist nicht zum ökologischen Nulltarif zu haben. Von der Bio-Energie will ich gar

nicht erst reden. Und dennoch: Es gibt keine Alternative zu regenerativen Energien - allerdings nur, wenn wir radikal sparen, um den reduzierten Bedarf ohne Landschaftsverbrauch und ohne hohen Produktionsbedarf neuer Anlagen, befriedigen zu können. Mein Vorschlag: 50 Prozent aller Autobahnen, 75 Prozent aller Flughäfen sofort schließen! So werden zugleich die größten Klimakiller stillgelegt und Flächen für die benötigten Photovoltaik- und Windkraftanlagen frei. Nicht mehr benötigte Industriearale, Parkplätze, städtische Brachen sowie vor allem Hausdächer sind die Orte für Anlagen zur Nutzung erneuerbarer Energie. Das sich daraus ergebende Potenzial in Verbindung mit Sparsamkeit ist das „menschliche Maß“ der Energieversorgung, die obendrein sehr resilient, also krisenfest ist.

FH: Mit diesen Vorschlägen stoßen Sie eine Menge Leute vor den Kopf. In Ihrem Buch gibt es auch eine Stelle, an der Sie von der „Bequemokratie“ (nach einer taz-Kolumne von Friedrich Küppersbusch) reden und zwischen verdienten und unverdienten Leistungen unterscheiden. Was sind denn verdiente Leistungen aus Ihrer Sicht?

NP: Mir ging es darum, deutlich zu machen, dass es eine Obergrenze für das geben muss, was ein Mensch, egal wie fleißig er ist, an materiellen, physischen Leistungen erwarten kann. Unterhalb dieser Grenze kann ich keine Aussagen darüber treffen, was verdient ist. Aber oberhalb davon beginnt die Plünderung, nämlich die Vermehrung materiellen Wohlstandes durch Nutzung von Maschinen, die Ressourcen brauchen. Ich schlage vor, diese

Grenze zunächst am Klimaschutz auszurichten. Dann hätte wir pro Kopf 2,7 Tonnen CO₂ (denn das ist, was man auf einer Erde mit 7 Milliarden Bewohnern als Einzelner emittieren darf, wenn das Ziel einer Erderwärmung von maximal 2 Grad Celsius erreicht werden soll). Innerhalb dieser Grenze für mich alles verhandelbar. Viele Technologien, wie Flugzeuge, Autos und technische Geräte, könnten dann nicht so weiter genutzt werden, weil sie nicht innerhalb des CO₂-Rahmens eines Individuums liegen. Das heißt, wir würden wieder zurückkehren zu mehr manuellen, körperlichen, handwerklichen Verrichtungen. Unsere technischen Konsumgüter, die sehr hochwertig wären, würden länger benutzt und vor allem gepflegt und mit anderen geteilt. Diese Form der Produktivität innerhalb der ökologischen Grenze bringt das hervor, was wir „verdient“ und nicht geplündert haben.

Wenn die Produktivität dadurch sinkt, dass verstärkt handwerklich und ökologischer gearbeitet wird, dann sinkt natürlich auch die monetäre Entlohnung. Es geht aber nicht darum, ins Mittelalter zurückzukehren. Mir geht es nicht darum, Technik zu verhindern, sondern die Quantität Ihres Einsatzes zu verringern und das nicht mehr Vorhandene durch eigene Tätigkeiten zu ersetzen. Zentral sind dabei Reparaturen von vorhandenen Geräten, ein pfleglicher Umgang mit ihnen und das Güterteilen zwischen Menschen. Heute rangieren wir ständig Dinge aus, die nicht kaputt, sondern „kulturell verschlissen“ sind, also nicht mehr im Trend liegen. Das Teilen von Gütern mit anderen kostet Zeit; die Aufteilung zu organisieren ist echte Arbeit. Das ist urbane Subsistenz, die zwar die Arbeitsproduktivität verringert, weil wir die Dinge sehr manuell

und zeitintensiv nutzen würden, aber auf den Luxus der Innovation würden wir nicht verzichten.

FH: Woher kommt denn eigentlich der Zwang zum Wachstum? Ist das die bloße Gier der Menschen?

NP: Darüber, ob es eine anthropologische Konstante gibt, die Gier erzeugt, kann man sicher streiten. Oft wird behauptet, dass Neugier, Spieltrieb und ein gewisser Drang zur Selbstverwirklichung in den Anlagen des Menschen steckt. Aber ich denke, Gier resultiert aus einer sozialen Dynamik. In Industriegesellschaften stirbt die Fähigkeit, künstlerisch tätig zu sein, weil wir immer mehr spezialisierte Verrichtungen ausführen. Damit dieser Mangel an Kompetenzen nicht die Selbstdarstellung schmälert, nimmt der Konsum diese Funktion ein. Warum wird ein Wachstumstreiber? Ganz einfach deshalb, weil mit der Entstehung neuer Konsumgüter auch neue Symbole geschaffen werden, die der Distinktion und Selbstdarstellung dienen. Menschen müssen gar nicht gierig sein, um derselben neuen Symbole Ausstattung nachzujagen, die andere vorweisen können. Sie wollen einfach nur nicht zurückfallen. Konsum hat also auch defensive Gründe. Jemand, der heute noch auf dem Niveau der 70er Jahre konsumieren und sich fortbewegen würde (und damals haben einige Menschen in Deutschland zu Recht darauf hingewiesen, dass sie zu den reichsten Menschen der Welt gehören), würde heute als prekär gelten. Obwohl ein solchen Menschen nichts weggenommen wurde, ist er verarmt, einfach weil in der Zwischenzeit alle Mitmenschen zwei Autos haben, ständig in den Urlaub fliegen, Handys nutzen etc. Die Stellung, die ein

Mensch innerhalb einer sozialen Hierarchie hat, hängt nicht von seiner absoluten Ausstattung ab, sondern von der Distanz zu denjenigen, die einen sozialen Bezugspunkt bilden.

FH: Wenn Sie nicht glauben, dass die Gesellschaft so lernfähig ist, dass sie diesen Entwicklungen vorgehend begegnet. Welche Hoffnung kann man da haben, etwa an die Politiker?

NP: Die Politik agiert nicht proaktiv oder vorsorglich, sondern nur, wenn sie von Krisen getrieben wird: Finanz-, Schulden-, Ressourcenkrisen und psychologische Überforderung... derartige Eskalationen werden absehbar zu Schrittmachern moderner Gesellschaften. Die permanente selbstdarstellerische Behauptung im Beruflichen und Privaten macht uns auf Dauer fertig. Vor allem junge Menschen werden bald nicht mehr in der Lage sein, Leistungen zu erbringen, weil sie schon früh eingebunden werden in Systeme mit immer mehr Konsum, Mobilität, Telekommunikation etc. Diese Dinge kosten Zeit und Aufmerksamkeit, die dann dort fehlt, wo junge Menschen Konzentration zum Lernen brauchen. Diese permanente Ablenkung durch „Zeiträuber“ führt dazu, dass nur noch wenige Menschen die Kraft haben, sich unabgelenkt auf eine Sache zu konzentrieren. An den Schulen geht es nicht mehr um das Generieren von Wissen, sondern nur noch um das Teilen von Informationen. Das „copy-&paste“-Studium ist längst eine Realität geworden. Das alles führt zu einem ganz merkwürdigem Paradox. Wir erleben immer mehr „Nachwuchshedonisten“, die es noch besser haben sollen als ihre Elterngeneration, aber zugleich noch weniger mühsame Arbeit

leisten sollen. Diese Kluft zwischen eigener physischer Leistung und dem Anspruch auf immer physische Güter wächst. Diese Differenz wird über Mechanisierung, Automatisierung, Digitalisierung und Elektrifizierung auf dem Rücken der Ökologie ausgeglichen.

FH: Lassen Sie uns auf die Säulen einer „Schrumpfsökonomie“ eingehen: institutionelle Innovationen, stoffliche Nullsummenspiele in Produktion und Design, Regionalökonomien und –währungen, Subsistenz und Suffizienz. Was bedeutet das?

NP: Was ist vorschlag, heißt nicht Schrumpfsökonomie, sondern Postwachstumsökonomie... Suffizienz entspricht Reduktionsleistungen ohne Wenn und Aber, aber nur bis zu einem bestimmten Grad. Es hat nichts mit Verzicht, also „schmerzhaftem Entsagen“ zu tun. Ich verstehe unter Suffizienz einen Akt der Entrümpelung, eine Befreiung vom Wohlstandsschrott. Dazu habe ich eine eigene Theorie entwickelt: In der Konsumforschung geht man davon aus, dass der Engpassfaktor bei der Glückssuche oder Selbstverwirklichung das Geld ist. In modernen Gesellschaften haben wir jedoch längst den Punkt erreicht, an dem nicht mehr das Geld, sondern die Zeit der Engpassfaktor ist. Jede Aktivität des Konsumierens verlangt von mir Zeit, selbst das Auswählen von möglichen Konsumgütern kostet schon Zeit. Wir können längst so viele Dinge kaufen, dass uns für deren Nutzung die Zeit fehlt. Weil wir ständig mit neuen Kaufentscheidungen beschäftigt sind, fehlt uns die Zeit, Dinge so zu nutzen, dass sie glücklich machen. In so einer Situation heißt Suffizienz, die Kunst des

Konsums neu zu lernen, nämlich Konsum auf das Maß zu reduzieren, welches wir angesichts nicht vermehrbarer Zeitressourcen intensiv und glücksstiftend nutzen können.

Was ich nicht entrümpeln kann und was ich nicht im Rahmen von Subsistenz selbst herstellen kann, lässt sich im Rahmen einer Regionalökonomie, insbesondere versehen mit Komplementärwährung. Und das, was auch regional nicht produziert werden kann, bleibt Gegenstand der Produktion einer Restindustrie. Sog. stoffliche Nullsummenspiele, die in einer möglichst produktionslosen Wertschöpfung bestehen, wäre dann die Aufgabe kreativer Unternehmen. Das können dann Änderungsschneidereien im Textilbereich sein, Architekten, die alte Gebäude sanieren, Car-Sharing-Konzepte in der Automobilbranche usw. Es verbleibt ein kleiner Rest an Neuproduktion für Dinge, die es nicht mehr lohnt zu reparieren oder die irreparabel sind. Deren Ersatz erlaubt die Nutzung technischer Innovationen. Aber insgesamt würden Instandhaltungs- und Reparaturleistungen dominieren.

FH: Urbane Subsistenz meint vor allem auch eine Alltagspraxis. Wie stellen Sie sich Ihren gewöhnlichen Tag in einer Postwachstumsökonomie vor?

NP: Ganz einfach. Der Ausgangspunkt ist, dass wir nur noch 20 Stunden arbeiten. Wäre ich verheiratet und hätte gemeinsame Kinder, hieße das auch, dass meine Frau und ich uns die ganze Erziehungs- und Haushaltsarbeit teilen würden. Männer müssen dann ebenso viel Reproduktionsarbeit leisten wie Frauen, die wiederum die gleichen Karrierechancen hätten. Während der

freigestellten 20 Stunden könnte ich Reparaturen, eigene Produktion oder die Organisation gemeinschaftlich mit anderen genutzter Güter übernehmen. Derartige Leistungen lassen sich tauschen. Wenn es gelingt, durch eigenhändige Instandhaltung die Nutzungsdauer von Gütern zu verdoppeln, kann die Produktion im Durchschnitt halbiert werden. Denselben Effekt habe ich, wenn sich zwei Leute eine Bohrmaschine teilen, statt selbst eine zu besitzen. Handwerkliche und soziale Kompetenzen werden dann zu einem Ersatz für Produktion, ohne in der Steinzeit zu landen.

FH: Sie arbeiten aber trotz vieler von Ihnen angeführten praktischen Tätigkeiten in einem sehr theoretischen Bereich. Wo gibt es eine Verknüpfung zur Praxis des Selber-Machens in Ihrem Leben?

NP: Ich bin wahrscheinlich ein Auslaufmodell, aber manche Dinge praktiziere ich durchaus selbst im Sinne einer Postwachstumsökonomie. Ich pflege einen sehr suffizienten Lebensstil, ohne deshalb mittelalterlich zu sein. Ich nutze moderne Technologien wie Festnetztelefone oder ICE, aber ich habe kein Handy oder Smartphone. In meiner Tasche ist ein Notebook, das mir allerdings nicht gehört. Was die Subsistenz angeht, bin ich ein Fahrradschrauber und sogar Computerbastler. Ich kann Brotbacken. Ich flicke gelegentlich meine Textilien, trage diese vor allem extrem lange. Auch meine Möbel, die ich gebraucht gekauft habe, pflege ich sehr. Und ich bin Hobby-Musiker, also auch im künstlerischen Bereich urbaner Subsistenz vertreten. Ich konzentriere mich auf wenige Dinge, die ich pfleglich und sehr lange nutze, ggf. selbst repariere. Alles, was ich nicht

brauche, macht mich unabhängig und glücklich.

FH: Wenn unsere Nachkommen in 200 Jahren in den Büchern auf ihren Namen stoßen, was wünschen Sie sich, dass sie über Sie sagen werden?

NP: Dass jetzt ab und an mal etwas in den Medien von mir zu lesen ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass ich eine absolut marginale Figur darstelle. Klar würde es mich freuen, wenn es später hieße, der Kerl hat die unbequemen, aber notwendigen Fragen gestellt, ist sich selbst treu geblieben, indem er so gehandelt wie geredet hat. Auf dem Grabstein eines nicht unwichtig gebliebenen deutschen Politiker ist zu lesen: „Man hat sich bemüht.“ Mehr geht nicht.

FH: Vielen Dank für das Gespräch!